

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 14.

Dienstag, 18. Januar.

1916.

(8. Fortsetzung.)

Serenissimus.

(Nachdruck verboten.)

Eine Geschichte aus dem Kosoko von Felix v. Stenglin.

„Dad' Er ab und fahr' Er das Gepäc' des Herrn und meins ins Schloß!" befahl Rabenhorst dem Kutscher. Dann wandte er sich höflich zu der Frau seines Verwandten.

„Ich wünsche Euch eine geruhsame Nacht,werte Cousine, und bin Euch sehr obligiert, daß Ihr meine Gemahlin in Euren Schutz nehmen wollt." Dann verneigte er sich auch vor Veronika. „Ihr werdet wohl behütet sein, Frau Rabenhorst. Auf Wiedersehen morgen beim Diner."

Er überließ den Damen, beim Schein der von einer Magd gehaltenen Laterne die Wohnung zu finden, die er für sich und seine Frau gemietet hatte, und ging mit dem Verwandten zu Fuß nach dem Kavalierrflügel des Schlosses.

Am nächsten Tage war Tafel mit dem Herzog und der Prinzessin. Die kleine Malaja war fröhlich aufgeregelt, weil sie zwischen Dunkelstein und den langweiligen Stallmeister gekostet worden war. Zudem hatte sich Rabenhorst ihr — vielleicht weil er ihre Gleichgültigkeit gegen Himmelsport bemerkte — wieder mit einer gewissen selbstverständlichen Zudringlichkeit genähert, die sie unverständlich fand. Die Nachricht, daß er nicht in seiner Wohnung am Markt abgestiegen war, hatte sich natürlich schon verbreitet. Die bleiche, ernste Miene Veronikas, die vergebens alle Anstrengungen machte, glücklich zu erscheinen, rührte sie. Des Herzogs beobachtendes Verhalten ärgerte sie. Da fiel ihr Himmelsports Vorschlag ein. Obwohl sie es ihm gegenüber abgelehnt hatte, ihn anzuschauen, machte sie jetzt doch einige Versuche, die ganz gut gelangen und deren Wirkung sie belustigte. Sie studierte Himmelsports hübsches Gesicht, freilich ohne innere Bewegung, und wenn er über den Tisch hinweg das Wort an sie richtete, lächelte sie bedäufsam und verheißungsvoll. Dann fandte sie einen flüchtigen Blick über Rabenhorst hinweg, gleichsam als wolle sie sagen: Ah, da sitzt ja wohl auch noch irgend eine untergeordnete Persönlichkeit! und freute sich über den grimmigen Ausdruck in seinen Zügen — freute sich, obwohl es ihr ein wenig wehtat.

Auch in Serenissimi frohe Stimmung fielen Schatten. Als er an einem der nächsten Tage allein bei seiner Schwester war, machte sie ihm die Mitteilung, es sei ein Dicht in der Ruine gesehen worden.

„Prenez garde, mon cher!" sagte sie leise, fast feierlich. „Vielleicht steht dieses seltsame Licht in gewissen Beziehungen zu den Erscheinungen, deren ich gewürdigt worden bin."

„Ein Dicht? Nun, das ist etwas Reelles, man wird es untersuchen", antwortete der Herzog ziemlich gleichgültig.

„Manchmal steht es still wie ein Stern, dann bewegt es sich gleich einem Ferkel auf und ab, endlich erlischt es plötzlich unter leisem Donner. Ich bitte Euch, mon cher, faßt keine übereilten Entschlüsse! Traut Eurer sorglosen, ja ich möchte sagen, übermütigen Stimmung nicht!"

Serenissimus suchte die Prinzessin zu beruhigen, beschloß aber doch, der Erscheinung nachzugehen.

Die Ruine war ein künstlicher Bau am Ende des Parks, da wo der regelmäßig angelegte Garten in das Wäldchen überging. Eine Sage berichtete, es habe dort wirklich einmal eine Burg gestanden; die jetzige Anlage: Mauern, Turmstümpfe, verdeckte Gänge, Brücken, war jedenfalls neu und erst vom Herzog Ludwig Christoph in dessen jungen Jahren erbaut worden. Fichten, Birken, Holunder, Brombeergesträuch hatten seither den ganzen Bezirk überwuchert und ihm etwas eigenartig Romantisches verliehen.

Serenissimus wies seinen Kammerdiener Wächle an, sich von dem Vorhandensein des Lichtes zu überzeugen. Wächle kam am nächsten Abend ganz verstört zum Herzog. Er hatte das Licht gesehen.

„Nun, wie sah es aus? War es ein Ferkel?"

„Kann ich sein, Eu'r Durchlaucht."

„Ja, ist Er nicht näher gegangen? Hat Er Furcht gehabt?"

„Das nit grad', Eu'r Durchlaucht, aber 's isch e kurioses Ding."

„Hat es sich bewegt?"

„Freili! 's isch immer hin und her, hin und her, grad' wie die zwei Deut', die da promeniert sind —"

„Promeniert? In der Ruine? Hat Er sie erkannt?"

„Freili! 's isch der Herr Leutnant von Rabenhorst g'weise und das Fräulein von Duval."

Von dieser Nachricht war der Herzog denn doch aufs äußerste überrascht.

„Sie werden eine Laterne bei sich gehabt haben", meinte er nach einer Weile.

Wächle wiegte den Kopf. Dieser natürlichen Erklärung schien er sich doch nicht ganz anschließen zu wollen.

„Ja, was denn sonst?" fragte Serenissimus.

„S mein', 's könnt e Totenlichte g'weise sein. Wenn in der ersten Juniwoche abends zwischen neun und zehn bei abnehmendem Mond e Dicht nebe 'nem jungen Paar erscheint, da besagt's allemal, daß eins von beiden sterbe muß."

„Torheit! Hat Er sonst nichts bemerkt?"

„Sonst nix, Eu'r Durchlaucht, und was Eu'r Durchlaucht denke, glaub' i nit, weil das Fräulein von Duval e respektables Frauenzimmer is, wenn auch der Herr Leutnant —"

„Nun? Der Leutnant?"

„'s isch e Filou, Eu'r Durchlaucht, und läßt sein junges Weib in der Stadt allein."

„Das geschieht aus dienstlichen Rücksichten."

„Und leicht kann 's sein, daß er e bißl kareffiere möcht', aber —"

„Es ist gut. Er kann geh'n! Und ich hoffe, Er glaubt in unserer aufgeklärten Zeit nicht an das Märchen von dem Totenlicht."

„S glaub' nit dran, Eu'r Durchlaucht, aber i hab's

selbst erlebt, als ich noch a Bub' war, da isch 's Mareile vom Nachbarn —

„Gestorben?“

„Freili! Und i selbst hab's geseh'n, das Nichte, wie heut', in d'r erschten Woche vom Seumond, und d'r Jägerbursch' isch bei ihr g'weie, aber ihn hal's nit gestroffe, 's Mareile hat dran glaube müsse.“

„Gut, gut. Die Sache bleibt unter uns, verstanden? Gocht jeht!“

Bächle zog sich kopfschüttelnd zurück.

Wenige Minuten später war der Herzog selbst im Park. In der Ruine kein Licht mehr zu sehen. Er nahm den Rückweg am Weiher vorbei. Da entdeckte er auf einem Seitenwege ein Paar, das sich angelegentlich unterhielt, ohne den Späher zu bemerken. Serenissimus erkannte Peter von Himmelpfort und Veronika, die junge Gattin des Leutnants von Rabenhorst.

Ganz tiefsinnig über diesen Ausgang seiner Bemühungen kehrte er ins Schloß zurück.

13.

Diese Vorgänge bildeten die Einleitung zu einer Reihe unerfreulicher Erlebnisse. Jeden Tag hatte Ambrosius Kielhaber von neuen Schwierigkeiten, von Beschwerden und unmöglichen Forderungen zu berichten. Eltern protestierten dagegen, daß ihnen die Einwilligung zur Verheiratung ihrer Kinder, die sie bis dahin verweigert hatten, auf dem Umwege über die herzogliche Hofkammer abgezwungen wurde. Eine Anzahl von Bürgern der Residenzstadt hatte sich zu einer untätigen Vorstellung zusammengetan, worin sie um Schonung ihrer Familien eboten, denn es wurde nachgerade nicht mehr möglich, beschämende Ereignisse mit dem Mantel der Liebe zu bedecken. Verschiedene Persönlichkeiten aus der ersten Gesellschaft befanden offen und im geheimen ihre Unzufriedenheit mit dem Moral-Erlaß, weil sozusagen kein Mensch von Stande mehr sicher sei, wegen kleiner Abweichungen angezeigt oder gar zu einer Mißheirat gezwungen zu werden. Hagen Rabenhorst waren bereits vier Klägerinnen aufgetreten. Eine Dienstmagd wünschte Frau Hauptmann, eine Hofe Frau Präsident zu werden. Man schaffte ihnen in der Eile andere. Männer und vermied so zum Glück einen Skandal.

Serenissimus beharrte all diesen Unerquicklichkeiten gegenüber auf der Durchführung seines Erlasses und hatte in Ambrosius Kielhaber einen Gehilfen, der nötigenfalls durch seine Saugröbheit, hin und wieder sogar durch seine starken Bauernfäuste überzeugend zu wirken wußte.

Da ließ der Hofprediger Carminius um eine Audienz in Sachen des Moral-Erlasses bitten. Der Herzog empfing ihn in seinem Bibliothekszimmer mit jener Mischung von Liebeshöflichkeit und Herablassung, die ihm in gewissen Augenblicken eigen war.

„Sprecht, mein lieber Hofprediger! Was wünscht Ihr?“

Der Hofprediger holte tief Atem, dann begann er ohne Hagen:

„Halten zu Gnaden, Euer Durchlaucht! Wenn auch die Geistlichkeit des Landes die vermehrten Lasten gern übernommen und sogar einen irdischen Vorteil durch vermehrte Frau- und bald auch Taufgebühren genießen dürfte, so sind doch in ihren Gemütern gewissenbedenken aufgestiegen, deren Verschweigen gefährlich, ja sündhaft wäre. Es kann nicht verkannt werden, daß an und für sich schon die Neigung zu weltlicher Ergötlichkeit und verführerischen Lasten im Wachsen begriffen ist; diese nun zeigt sich anseht durch gedachten Erlaß Eurer Durchlaucht in beängstigender Weise befördert.“

„Wie, Herr Hofprediger? Hab' ich Ihnen nicht zu Danksagen und Aberdanksagen die schuldigen Paare vor den Altar geliefert? Wie?“

„Euer Durchlaucht erhabene Intentionen in Ehren, so läßt sich doch unmöglich ableugnen, was mein Amtsbruder und ich öffentlich und in familiis zu unserem

großen Schmerze leider beobachten müssen, daß die Künste der Weiber in puncto sich seithero vervielfacht und solche es offenbar darauf abgesehen haben, die Strupellofigkeit bis an die äußerste Grenze zu treiben, ja diese bereits überschritten zu haben de facto schuldig sind. Die Männer, wie Eurer Durchlaucht ohne Zweifel bekannt, zu willenlosem Nachgeben allzubereit, werden von den Frauen und Mädchen als willkommenene Beute angesehen, was ja auch in heutiger Zeit keine Gefahr mehr, da ihr sündhaft Vorgehen glimpflich beurteilt und durch herzogliche Hofkammer zur Kopulation geführt wird.“

„Ah bah!“ machte der Herzog, der sich gern alle unliebamen Gedanken verschleudert hätte. „Wird so schlimm nicht sein!“

Unerschütterlich aber fuhr Hofprediger Carminius fort:

„Ich stehe hier vor meinem höchsten irdischen Richter, ich weiß es, das kann und darf mich aber nicht abhalten — und wenn die Welt voll Teufel wär! — meiner Meinung und redlichen Überzeugung Ausdruck zu geben.“

„Gut! Die aufrechte Überzeugung ehrt den Mann. Sprecht also weiter, Herr Hofprediger! Was soll ich tun?“

„Omnis mutatio periculosa. Euer Durchlaucht Weisheit bleiben die Entschlüsse vorbehalten, die zum Heile unserer Mitbrüder und Schwestern nötig sind; mir als dem demüthigen Diener am Worte des Herrn sei nur verstatet, ehrerbietig meine Klage vorzubringen. Es ist beobachtet worden, daß der Anker der Sünde sogar in reines Feld eingeschlagen und eitel Unkraut darin emporgewachsen —“

Serenissimus dachte an die Promenade Aglajas mit Rabenhorst in der Ruine, und ein leichter Schauer überlief ihn.

„Töchter ehrbarer Familien und soliden Standes, die ansonsten in züchtiger Zurückhaltung den Mannsleuten gegenüberzutreten pflegten, werden dem Sinnenwandel in die Arme getrieben und verfallen elendiglich den Lüsten Belials. Die Landgeistlichen klagen darüber, daß die Blide der Frauen und Mädchen viel freier denn früher geworden, daß sie öfter als je allein mit jungen Leuten in Feld und Wald gesehen worden, auf den Langböden sich in bacchantischer Ausgelassenheit ergöhen und sogar an den Stätten der Andacht nicht aufhören, herausfordernd zu den Vätern der Männer hinzuschauen und dadurch sträflich Argernis geben, so daß — kurz und gut — Sitte und Anstand im Lande in Gefahr sind, gänzlich untergraben zu werden und ein zweites Sodom und Gomorrha emporkommt, das der Herr trotz seiner Langmut mit Feuer und Schwert verwaisten wird.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Krönungs-, Ordens- und Friedensfest vor 100 Jahren.

Während das erste der vom König Friedrich Wilhelm III. eingeführten Ordens- und Krönungsfeste, das am 18. Januar 1810 stattfand, durch die Anwesenheit der Königin Luise eine besondere Weihe erhielt, gestaltete sich dieses Fest vor hundert Jahren gleichzeitig zu einer bedeutenden Friedensfeier. Derartige Feiern wurden am genannten Tage in zahlreichen großen und kleinen Städten abgehalten; als sinnige Doppelfeier nach den glücklich beendeten Befreiungskriegen trug das Fest in der preussischen Residenz ein ganz besonderes imponantes Gepräge, wie aus einem Bericht hervorgeht, der sich in einer alten Chronik verzeichnet findet. Dem Befehl des Königs gemäß versammelten sich schon am Vormittag des 17. Januar die in Berlin anwesenden Ritter aller drei Klassen des Schwarzen und Roten Adlerordens, die des Verdienstordens, des Eisernen Kreuzes am schwarzen Bande 1. und 2. Klasse, des Eisernen Kreuzes am weißen Bande 1. und 2. Klasse, des St. Johanniterordens und die Inhaber des Militär- und des Allgemeinen Ehrenzeichens 1. und 2. Klasse im Rittersaal des königlichen Schlosses. Zur Rechten des Thrones standen der Kronprinz und alle Prinzen vom könig-

lichen Hause, zur Linken die Ritter vom Schwarzen und Roten Adlerorden 1. Klasse. Der Präsident der Generalordenskommission, Generalleutnant v. Dieride, eröffnete die Feierlichkeit mit einer Ansprache, in der er im Hinblick auf die großen weltbewegenden Ereignisse des ehrenvollen Anteils der vielen Ritter und Inhaber königlich preussischer Orden und Ehrenzeichen sowie des Ruhmes der Helden gedachte, die im Kampfe für die Befreiung von Preußen und Deutschland auf der Waistatt geblieben waren. Es wurden dann noch einige Verordnungen des Königs in Ordenssachen, insbesondere die Urkunde über die Stiftung des Eisernen Kreuzes verlesen und schließlich noch die Verzeichnisse aller durch Orden, Ehrenzeichen, Standeserhöhungen und dergl. ausgezeichneten Personen bekanntgegeben. Am darauffolgenden 18. Januar versammelten sich um 11 Uhr vormittags alle im Berlin anwesenden Ritter und Inhaber königlich preussischer Orden und Ehrenzeichen im Rittersaal und den ihm zunächst gelegenen Gemächern. Vom Rittersaal waren durch alle Räume hindurch bis zum Weißen Saale die mit Orden und Ehrenzeichen bedachten Unteroffiziere und Mannschaften in drei Abteilungen aufgestellt. Der König begab sich vom Weißen Saale aus nach dem Rittersaal, wo ihm vom Präsidenten der Generalordenskommission die Ritter des Schwarzen und Roten Adlerordens 1. Klasse vorgestellt wurden. In feierlichem Zuge ging es hierauf vom Weißen Saale aus zur Hof- und Domkirche vor dem König vorbei, der sich nachher mit den Prinzen dem Zuge anschloß; in mehreren Wagen folgten die Prinzessinnen. Der innere Schloßhof war durch das Garde-Jäger-Bataillon und der Weg vom Schloß bis zur Hof- und Domkirche auf beiden Seiten durch die gesamten Truppen der Garnison besetzt, die beim Erscheinen der Spitze des Zuges die militärischen Ehrenbezeugungen erwiesen, die anordneten, bis der ganze Zug in die Kirche eingetreten war. In dem Augenblick, wo der König aus dem Schloßportal trat, begrüßte ihn ein brausendes dreimaliges Hurra der gesamten Truppen.

Nach dem Empfang des Königs durch die Geistlichkeit vor der Haupttür des Domes wurde er samt den Mitgliedern des königlichen Hauses zur Tribüne auf dem Chor geleitet, zu deren rechten Seite das Militär, zur linken das Zivil Platz nahm. Auf dem Chor der königlichen Tribüne gegenüber hatten die Ministerialbehörden und das diplomatische Chor ihre Plätze eingenommen. Die Feier begann mit einem Gesang, den abwechselnd die Berliner Singakademie und die Gemeinde vortrug. Darauf hielt der erste Hof- und Domprediger, Oberkonsistorialrat Sad, die Predigt über den 1. und 2. Buch Moise, 4. Vers 9. Nach Gebet und Segen folgte das Te Deum, das wiederum abwechselnd von der Singakademie und der Gemeinde gesungen wurde. Festliches Geläute aller Glocken fehlte nimmer ein und kündete ebenso wie ein sechs-maliges Rottenfeuer der Infanterie und das Dröhnen von 101 Kanonenschlägen den Höhepunkt des bedeutsamen Tages. Währenddessen bewegte sich der Zug in umgekehrter Ordnung von der Kirche nach dem Schloße zurück, an der Spitze der König mit Gefolge und unmittelbar anschließend die Ritter des Roten und Schwarzen Adlerordens 1. Klasse. Der König, die Prinzen und Prinzessinnen begaben sich zunächst nach dem Weißen Saale, in dem die Orden und Ehrenzeichen tragenden Unteroffiziere und Mannschaften zu festlicher Tafel versammelt waren, und von da in die Bildergalerie, wo sich die Festtafel für den Hof befand, zu der noch zugezogen waren einige Damen vom Luisenorden, Ritter des Schwarzen und Roten Adlerordens, des Verdienstordens, des Eisernen Kreuzes beider Klassen u. a. Die Zahl aller Eingeladenen betrug über 600. „Se. Majestät der König haben die Gnadenbezeugungen dieses Tages“, so schließt ein Festbericht, „auf das Ihnen bekannt gewordene ausgezeichnete Verdienst beschränken müssen. Allerhöchstdieselben erkennen deshalb nicht minder mit gerühmtem Herzen die übrigen schönen Handlungen, welche der Patriotismus ihres getreuen und tapferen Volkes und Heeres hervorgebracht hat, und werden mit Vergnügen in der Folgezeit Anlaß nehmen, noch mehrere derselben aus dieser kaisersmückenden Zeit zu belohnen.“ Den Schwarzen Adlerorden erhielt als einziger der Staatsminister Frhr. von Stein. An 15 Personen wurde der Rote Adlerorden 1. Klasse verliehen, darunter an die Staatsminister v. Schudmann und v. Ungersleben, den Generalpostmeister v. Seegerath, den Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, den Bischof von Posen v. Gorgensky. 23 Personen erhielten den Roten Adlerorden 2. Klasse, 3. Klasse 26 Personen, darunter der Oberbürgermeister der Stadt Berlin Büchling. Für den Feldzug

von 1813 und 1814 erhielten nachträglich die 1. Klasse des Eisernen Kreuzes am schwarzen Bande 21, die 2. Klasse etwa 70 Militärs und Ärzte, das Eiserne Kreuz am weißen Bande etwa 40 Personen — gewiß recht winzige Zahlen gegen die Verhältnisse des gegenwärtigen Weltkrieges. Ein glanzvolles Nachspiel des Ordens- und Krönungsfestes wurde die am 21. Januar 1816 erfolgte Ankunft des Fürsten Blücher von Wahlstatt in Berlin. Der König stellte ihm eine Ehrenwache durch eine Kompanie des Regiments „Kaiser Alexander“, und vor seiner Wohnung spielte am Abend seiner Ankunft bei großem Volksgedränge die Regimentsmusik. Der allberechete Held, der sich alle Empfangsfeierlichkeiten ausdrücklich verbeten hatte, vermochte natürlich auch nicht zu verhindern, daß die Berliner am Abend zahlreich ihre Häuser illuminierten. Erst am 25. Januar konnte der noch etwas leidende Fürst dem König seine Aufwartung machen; diesem erwiderte Blüchers Besuch alsbald in dessen Wohnung. Die Bürgerschaft von Berlin hatte dem Fürsten den Wunsch kundgegeben, ihn zum Ehrenbürger der preussischen Residenzstadt zu machen; nachdem der Fürst diese Ehrung angenommen hatte, erfolgte am 31. Januar die Abreise des Fürsten durch eine Deputation des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung. So fand die Reihe der seit Monaten in kurzen Zwischenräumen einander folgenden Festlichkeiten in der preussischen Hauptstadt, wie sie das Ende des Befreiungskrieges mit sich brachte, einen sinnigen Ausklang.



Aus der Kriegszeit.

Regiment 208. (Zens. Mz.)

Wer nennt die Tapfern, die die Wege gebahnt
In jener Gewitternacht?

Die die Fluten der S. durchquert, und im Sturm
Das Ufer vom Feinde frei gemacht? —
Stolz sei es für alle Zeiten gesagt:
Die Helden von Zweihundertacht!

Wer nennt mir die Stürmer der B.-Göh?
Wer brach dort des Feindes Macht?
Und wieder ruf' ich: Mein Regiment!
Die Helden von Zweihundertacht!

Wer sind jene Braven mit bleichem Mund,
Die man senkte in Grabes Nacht?
Das sind die Tapferen, auch sei es kund,
Die Helden von Zweihundertacht!

Meint nicht in der Heimat, tragt würdig die Not!
Ihr sterbender Mund hat's gesagt:
Für euch gingen freudig sie in den Tod,
Die Helden von Zweihundertacht!

Eingefandt von dem Gefreiten Karl Schrad, 3. Kompanie,
Regiment Nr. 208.

Bulgarische Volksmärchen. Das Volk der Bulgaren, das durch die kriegerischen und politischen Ereignisse an unserer Seite gestellt wurde, hat infolge seiner überraschenden staatlichen Entwicklung und seiner hervorragenden militärischen Leistungen in den beiden Balkankriegen schon vor Jahren als neu entstandene Macht die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Nun aber, da wir mit den Bulgaren Waffenbrüderschaft geschlossen haben, gilt es, auch die rein kulturellen und geistigen Werte des Volkes unserem Empfinden näher zu bringen und im kommenden Frieden endgültig bei uns heimisch zu machen. Zur wahren Kenntnis der geistigen Wesensart eines Volkes gehört vor allem die Kenntnis seiner Märchenwelt, der überlieferten, durch Jahrzehnte und Jahrhunderte gestalteten Erzählungen, die den Charakter des Volkes prägnant gestalten. Natürlich sind auch die bulgarischen Märchen, über deren Eigenart Professor Dr. Robert Pelsch im nächsten Heft der „Grenzboten“ berichtet, Teile des allgemeinen Erzählungsschatzes, an dem die verschiedensten Völker des Morgen- und Abendlandes mitgewirkt haben. Doch wenn auch die Grundzüge der Märchenstoffe auf den Wanderungen von Ort zu Ort, von Land zu Land die gleichen bleiben, so läßt sich doch in der Auswahl und dem persönlichen, menschlichen Gehalt die Sonderart des Volkes erkennen. „Das bunte Gemisch der Märchentypen und der einzelnen Züge, die bald da, bald dort eingeflochten werden, ist nicht zu verwundern, wenn wir bedenken, daß die Bulgaren von einem slawischen Volke ab-

Man kann, das eine finnisch-ugrische Herrschaft in sich aufgezogen hat; daß sie seit uralter Zeit im Austausch mit den Magyaren, in neuerer Zeit mit den Türken und der von ihnen vermittelten östlichen Kultur gestanden haben; daß sie in Mazedonien mit Serben, Albanesen und Aromunen zusammenstoßen; daß vor allen Dingen von Süden her griechische Einflüsse einwirken und daß sich auf ihrem Boden Islam und Christentum begegnen. So finden wir eine merkwürdige Geschichte von drei Brüdern in der Höhle eines Schuglan, das heißt eines Ungeheuers, das in Felsklippen wohnt, nachts umgeht und auf Menschen Jagd macht. Der Name ist nicht slavisch, die Gestalt selber aber uns von Kindheit an vertraut: denn wenn der Dämon zwei von den Brüdern des Nachts nacheinander aufspießt, am Feuer brät und verzehrt, wenn der Dritte ihm den Spieß entreißt und ihn damit blendet, um sich am anderen Morgen von einem fleischen Wüdder aus der Mordhöhle schleppen zu lassen, so wissen wir alle, daß wir es mit einem nahen Verwandten des griechischen Polyphem zu tun haben, zumal auch das bulgarische Gespenst einäugig ist. Und an christliche Legenden, wie die vom „Wunder Rausch“, erinnert die Geschichte von einem Tausel, der als Diakon sein Bischof zum Heiraten beschwören will. Ein Bauerlein belauscht des Nachts die Teufel, die sich ihre Schandthaten erzählen und warnt am anderen Tage den Bischof vor seinem getreuesten Diakon, der doch nicht während der Messe in der Kirche bleiben kann. Alle diese literarischen Beziehungen werden in den von A. Leskien bei Diederichs herausgegebenen „Balkanmärchen“ in eingehender Weise entwickelt. Bezeichnend für die bulgarische Märchenwelt ist das häufige Erscheinen dämonischer Wesen, die helfend und dräuend den Gang der Handlung bestimmen. Häufig ist auch das Auftreten der Samobilen, einer Art Nymphen, die in den serbischen Märchen Bilien genannt werden. Von besonderem Interesse sind die Märchen, die als Erklärung für die körperlichen Eigenheiten der Menschen dienen. So bewagt sich ein Märchen um die Gestalt des heiligen Georg (des christlichen Perseus) und läßt ihn eine weite Reise auf einem wunderbaren Vogel machen, den er schließlich mit dem Fleische seiner Fußsohlen füttern muß. „Draun sind von jener Zeit an die Fußsohlen der Menschen zwischen den Beinen und der Ferse wie kleine ausgehöhlte Trübe.“ Zum Schluß bestraft er noch seine ungetreuen Brüder, indem er sie nötigt, ihre Hände in einen Baumspalt zu stecken; „bis zu der Zeit, sagt man, waren die Hände der Menschen wie Häute, von da an aber wurden sie zu Handflächen, wie sie jetzt sind.“ Auch hierin spiegeln sich die im Anfang erwähnten ethnographischen Verhältnisse des Bulgarenvolkes, in dem mancherlei Volkstum sich berührt und kreuzt. Darin aber liegt ein besonderer Reiz des bulgarischen Märchenkreises.

Ein italienisches Zeitungs-melodrama von König Peters Flucht. Die Irrfahrten des Serbenthronen sind in der Presse der Alliierten schon mehrfach besungen worden, aber dem Berichterstatter des „Corriere della Sera“, der sich auf die Erzählungen des Leibarztes des Königs stützt, ist es vorbehalten geblieben, das bisher bekannte Material um einige romantisch ausgeschmückte, rührselige Einzelheiten zu bereichern, die sicherlich ihre Wirkung auf das für alle Sentimentalität leicht zugängliche Gemüt der italienischen Leser nicht verfehlen werden. Eine besonders währende Episode ist der Abschied des Königs vom serbischen Boden: „Schon schlugen die feindlichen Geschosse in die Stadt Prizrend“, so erzählt der italienische Berichterstatter, „und die Einnahme der Stadt an der Grenze gelegenen Stadt war unvermeidlich geworden. Der König wurde beschworen, sich zu entfernen, doch diesmal lehnte er sich energisch gegen solche eine Zumutung auf. So lange er noch die Möglichkeit hatte, auf serbischem Boden zu stehen, hatte er sich damit abgefunden. Heute hieß fliehen aber über die Landesgrenze hinausgehen. Er murmelte: „Niemand kann einen König zwingen, sein Königreich zu verlassen.“ Doch dann, als er die Todesangst seiner Offiziere sah, jammerte er mit kindlicher Beharrlichkeit: „Laßt mich sterben, laßt mich wenigstens hier an den Toren Serbiens sterben.“ Immerhin scheint der König dann anderen Sinnes geworden zu sein, denn vier Stunden vor dem Einrücken unserer Truppen verließ er die Stadt. „Er floh im Automobil mit einem Hauptmann und seinem Arzt, auf der Straße von Juncosa und mußte all sein Gepäck, seine Uniformen, ja sogar seine Orden preisgeben. Auf seiner Flucht trug der König nur eine kleine serbische Fahne und ein Toilettenetui. Die

Flucht durch Albanien war entsetzlich. In Juncosa konnte das Automobil nicht weiter; Straßen gibt es dort nicht, es ist ein furchterregender Wechsel von Felsenschluchten, Tälern und hohen Bergen. Es regnete, ein heftiger Wind wehte, der Boden war eine einzige Pfütze. . . .“ Der Berichterstatter des „Corriere della Sera“ kann es sich nicht versagen, der ausführenden Schilderung dieser tragischen Irrfahrt eine romantische Episode hinzuzufügen, in der eine unscheinbare elektrische Taschenlampe zur Lebensretterin eines Königs wird: „Eines Abends bei Giamalit verirrt sich die kleine königliche Kacawane völlig und wurde mitten in den Bergen von der Dunkelheit überrascht. Niemand war in der Nähe, der auf die verzweifeltsten Hilferufe geantwortet hätte. Da fiel dem König ein, daß in seinem Toilettenetui eine kleine elektrische Lampe sein müsse. Der König durchwühlte den Behälter und zog den kleinen Apparat hervor, drückte auf die Feder, und ein kleines Licht blinkte aus der Lampe. Das war die Rettung. bei dem matten Schimmer wanderte der König mit seinen Begleitern ein paar Stunden, bis sie Fußspuren auffanden, die zu einer Hirtenhütte führten, in der sie die Nacht verbrachten.“

Der Spionen-Schlager im Pariser Grand-Guignol. Welche Dimensionen die Spionensucht in Frankreich angenommen hat, erhellt aus dem Inhalt eines Stückes, das als Ganzstück der Saison im Grand-Guignol mit großem Erfolg gespielt wird. „Das Geheimnis des schwarzen Hauses“ ist es benannt, und die Handlung klingt nicht weniger nach Hintertreppen-Roman wie der Titel. Das schwarze Haus ist eine französische Zirkonanstalt in der Feuerlinie, von der aus stets geheime Zeichen an den Feind ergehen müssen, wenn die französischen Truppen einen Angriff vorhaben, den jedesmal weiß der Feind (die Deutschen natürlich), wo sie sich gesammelt haben, und fährt mit einem tüchtigen Feuer dazwischen. Vergeblich wird im ganzen Bazar eine strenge Untersuchung des Personals sowie der Kranken vorgenommen. Da fällt plötzlich der Verdacht auf einen Wächter des schwarzen Hauses, einen Grenzinspektor. Das muß ein deutscher Spion sein! Er leugnet nicht und will die Tat seines geheimen Dienstes verraten, wenn man ihm das Leben schenkt. Er läßt sich in den Keller bringen und zeigt einen telephonischen Apparat. Doch jetzt kommt das Aufregendste: er nimmt plötzlich den Hörer ab und meldet in seiner Sprache, daß seine Spionage entdeckt wurde. Aus Rache läßt der französische Offizier ihn an eine Säule binden und gibt ihm der Mut der Menge preis, die ihn in ihrem Haß geradezu in Stücke reißt. . . . Man kann sich denken, welchen Eindruck dieses Stück auf die sensationslustigen Franzosen macht und wie es zum nicht geringsten Teil zu der immer noch wachsenden Spionensucht beitragen wird.

Sprachflugsucht des Volkes. Die Universität Göttingen hat ihren im Felde stehenden Angehörigen zu Weihnachten eine kleine literarische Gabe gesandt. Der Professor der deutschen Sprache Edward Schröder, der als Hauptmann in einem Landsturm-Bataillon in Villerupt Dienst tut, hat sehr interessante und lehrreiche sprachliche Beobachtungen hinter der Front angestellt, über die er in dem Weihnachtsheft lustig plaudert. So erzählt er: „Auf einem großen Bauernhofe war eine Munitionskolonnie seit Monaten untergebracht, ohne daß sich die Mannschaften auch nur den Namen des Wächters gemerkt hätten. Aber allerlei neue Bezeichnungen fand ich vor; so stand an einem eben angelegten schmalen Brüdchen: Röschen-Steg. Ich gestehe, daß mir dieser ponticulus rosularum neben einer Mistpfütze etwas gar zu blödsinnig vorkam. Aber ich wurde aufgeklärt: der Steg hieß so, weil man über ihn die Kühe auf die Weide trieb, und das Deminutivum sollte nicht den schweren Kolonnenpferden gelten, sondern dem Steg! Das ist sprachlich höchst lehrreich und hat in Wortbildung und Flexion wohlbekannte Parallelen. Wir bilden zu „das Rindchen“ die Mehrzahl „die Rinderchen“, ja zu „das Mädchen“: „die Mädchenchen“; weil der Plural sonst dem Singular gleich sein würde, erhält der erste Kompositionsteil das Pluralzeichen. Nun kann der mitteldeutsche Sachse zu „Steg“ (sprich: Stäch) keine Verkleinerung bilden: „Stächchen“ geht nicht, und „Steglein“ ist ihm fremd — also hängt er flugs das Deminutivsuffix an den ersten Bestandteil an. Für das einfache Wort würde er die Umschreibung „der kleine Steg“ wählen, für das Kompositum ist das zu unständlich, darum wird jener Ausweg gefunden. Das ist Sprachflugsucht des Volkes.“